

Leseprobe

UKRAINIAN SPIRIT

*Erzählte Roadmovies aus der Zeit vor dem Krieg
2003-2022*

von Friedrich Zindler

INHALT

Pawlo, mein Freund und Henker (2017): Seite 2

Kyjiwer Katakomben: ohne Rechnung, ohne Ombudsmann.

Stiller Alarm in Mariupol (2018): Seite 11

Zwei Räder sind eines zu wenig, drei Stahlwerke sind drei zu viel.

Bruder Leonid (2008): Seite 34

Ganove, Hooligan oder Minioligarch?.

Tupolew on ice (2022): Seite 47

Trübe Promenade in Poltawa. Zehn Tage vor dem Krieg.

03 Pawlo, mein Freund und Henker (2017)

Павло мой друг и палач

Kyjiwer Katakomben: Massage ohne Rechnung, ohne Ombudsmann



Ein x-beliebige Trottoir in Kyjiw. Inmitten der Menschenmassen ein stattlicher Werbepostering als Wellenbrecher. Niemand beachtet ihn. Und deshalb fällt er mir auf: Kindlich adrett sind in die rechte obere Ecke des garstig ignorierten Kundenstoppers sage und schreibe drei winzige, bunte Visitenkarten affigiert. Ich nehme eine davon, und bin verblüfft: weder ein Name noch eine Adresse sind genannt. Ganz beiläufig wird erwähnt, dass es um Massage geht. Auch auf dem Plakat sind keine dienlichen Informationen zu

entdecken. Und natürlich kennt auch die nächste Instanz, die Passanten, den Salon nicht. All diese Dinge, die Minimalinformation, die Notwendigkeit, sich sogar zu kommerziellen Dingen durchkämpfen zu müssen, ja, auch das ist Kyjiw, ist die Ukraine, ist die Ex-Sowjetunion. Bisweilen ist noch immer der Werktätige König und nicht der bourgeoise Kunde. *„Die dritte ukrainische Revolution wird dann ein für alle Mal mit diesen Sowjet-Attitüden aufräumen“* – so der schmissige Kommentar meines Kyjiwer Tee- und Kaffeesudlesers Denis.

Man sollte also am besten ein überdurchschnittlich wohlmeinender Tourist sein und viel Zeit haben. Ich bin so einer, stelle gerne meine wohlmeinende Zeit in den Dienst der hoffentlich guten Sache. Ich gebe zu, ich handle auch in eigener Sache. Denn in letzter Zeit empfand ich gewisse Partien meines mittelalten Torsos eher als Last, denn als Vergnügen: verhärtete Muskeln, verbogene Wirbelsäule, versülztes Gewebe.

Wo ist also nun dieser No-Name Salon? Beharrlich frage ich mich weiter, in Moskau hätte ich mich damit längst verdächtig gemacht. Ich frage Passanten, Geschäftsinhaber, Köche, Kellner, Taxisten, Bankbeamte, KFZ-Mechaniker, Müllmänner und Verkehrspolizisten: nichts. Eine in diesen Breiten oft erlebte Sache: das Gesuchte entzieht sich, prüft den Jäger noch und noch, wird dann des Spiels überdrüssig und wirft dem Schnüffler schließlich ein Knöchelchen zu.

Ich schleiche gerade, schon etwas ermattet, einen grauen Häuserblock entlang. Mein letzter Informant, ein tatarischer Barbier hatte ohne Worte auf diesen grauen Kasten gedeutet

und am Ende gnadenhalber das Wörtchen *dort* hinzugefügt. Haus Nummer 85. Ich trete ich ein, werfe einen grimmigen Blick auf den Lift: *remont – in Reparatur*. Ich stapfe erbittert von Stock zu Stock: keine Indizien, schon gar keine Beweise für die Existenz des Salons. Im zwölften Stock keuche ich einen düsteren Gang entlang - da öffnet sich plötzlich direkt vor mir eine Tür: ein dunkel gewandeter Mensch verlässt mit abgewandtem Blick die Wohnung. In der Tür steht mit taxierender Miene: der Massagist. Der vom Plakat. Der von der Visitenkarte. Der mit dem namenlosen Massagesalon. Der ohne Namen. Letzteres ändert sich rasch, wir stellen uns vor.

Ich betrete eine riesengroße Wohnung, die offensichtlich zu einem Katakomben-Massage-Institut umgewidmet wurde. Umgewidmet, aber nicht umgebaut. Nach wie vor ist es eine Wohnung. Wahrscheinlich lassen sich mit wenigen, wenngleich lang trainierten Handgriffen binnen Minuten sämtliche Insignien des unregistrierten Unternehmertums beseitigen, besser: verstecken. Genau das könnte ja notwendig sein, wenn der Spendenfluss in die gefräßige Kaffeekassa der städtischen Gesundheitsbehörde einmal abreißen oder vergessen werden sollte. Dann stellt sich dort bei den bis dahin recht umgänglichen Organen eine plötzliche Lust auf Kontrolle ein.

Die Türen tragen bekannte und weniger bekannte Bezeichnungen wie Lymphdrainage, Physikalische Massage, PFT oder so. Mein Massagist, der auch der Katakombe als De-Facto-Direktor vorsteht, das ist Pawlo. Er bittet mich in eine Art räumlichen Appendix des Instituts, es scheint das Schlafzimmer des hier wohnenden Ehepaars zu sein: Pawlo und seine Anastasija, die stellvertretende Institutsleiterin. Das Bett ist

anstandshalber mit einer Art Häkeldecke XXL bedeckt, daneben ein Massagetisch. Pawlo ist inzwischen zum Englischen übergegangen, welches er gut verständlich spricht. Und er spricht viel, mit einem hypnotischen Timbre, welches die Entschlossenheit seiner folgenden physischen Manipulationen auf meinem Körper zuerst konterkarieren und dann doch kongenial begleiten sollte. Zunächst will er aber einiges wissen und lädt mich zu einer umfassenden Anamnese ein. So umfassend, dass ich bisweilen erröten möchte.

„Und wie steht es mit der Liebe? Wie, wie oft, warum, wie gern?“

„Mit wem?“, nein, das fragt Pawlo nicht, aber alles andere schon. Das Antragsformular für ein Journalistenvisum nach Turkmenistan ist eine Kleinigkeit dagegen.

Die Ernährung natürlich, der Schlaf:

„Wieviele Stunden, mit Geräuschen? Wie tief, wie erholsam? Allein oder ...?“

„Haben Sie mal für den SBU gearbeitet?“ - ich meine die Nachfolger des KGB in der Ukraine und grinse Pawlo feixend an.

„Jaja, Sie sind nicht der erste, der das fragt“ sagt er, ganz ohne Grinser.

Gleich wird er sagen: *Ich mache nur meine Arbeit*. So denke ich und bemerke sofort, dass ich in den falschen Film galoppiert bin, in einen westlichen. Während hier doch der pure Osten am Werke ist.

Pawlo seufzt ein bisschen und sagt: *„Ich mache nur meine Arbeit“*.

„Gut, machen Sie nur“ sage ich und denke: *„Jetzt ist es ohnehin zu spät, das Schiff hat bereits abgelegt und hält auf den unerforschten Horizont zu.“*

Ein paar Fragen noch, dann ist die Anamnese beendet. Pawlo bietet mir drei verschiedene Massagen an. Ich entscheide mich für die, die irgendetwas mit Craniosakral- zu tun hat. Preislich das Premium-Programm.

Die anfängliche Unsicherheit kommt zurück und äußert sich: *„Wo bin ich da wieder mal hingeraten, was wird er mit mir und meinen Knochen anstellen?“* Sie weicht einem sich langsam breit machenden Vertrauen, das gewiss etwas mit meinem pauschalen Vertrauensvorschuss Ost zu tun hat. Ja, er arbeitet sehr maskulin, also deftig, aber: er weiß, wo und wie er hingreifen muss. Der Rücken: *Ächz!* Die Schultern: *Au!* Der Nacken: *Hilfe!* Leider hab ich mein Latein-Deutsch-Lexikon nicht dabei. So kann ich mit den Parolen Pawlos nichts anfangen: Er brummt sonor und meint: *„Oioioi, der Infraspinatus ist etwas mitgenommen.“*
Oder: *„Tja, der Latissimus dorsi ist beleidigt. Treiben Sie eigentlich Sport, mein Herr?“*
Und: *„Ja, was haben wird denn da? Nun, nun, der Semitendinosus ist vernachlässigt. Dem geht's nicht gut!“*
Antworten kann ich längst nicht mehr, da Pawlo zielsicher von einem Schmerzpunkt zum nächsten turnt und im Tal meiner Tränen locker über meine physikalischen Abnormitäten doziert.

Als Highlight und Abschluss beschäftigt er sich inbrünstig mit meinem *Atlas*. Es folgt eine Art chiropraktisches Manöver währenddessen er - ich in Rückenlage - meinen Kopf in alle Richtungen wiegt, dann schaukelt, dreht, dehnt.

„Sollte ich noch jemanden anrufen, bevor ...?“, so kratze ich meinen letzten Rest an Ironie zusammen und signalisiere Pawlo, dass mit mir trotz allem noch zu rechnen ist. Eine drollige Geste der Selbstermächtigung, der versuchten zumindest.

„Wozu das?“ meint Pawlo humorlos wie ein Teutone.

„Es ist besser, wenn Sie jetzt schweigen und auch nichts denken!“ Was tun, wenn es keinen Plan B gibt? Das Schicksal annehmen – und schweigen.

Pawlos Bewegungen, die längst auch meine sind, werden immer schneller und intensiver. Das Bild einer Achterbahnfahrt vor vielen Jahren erscheint vor meinem geistigen Auge. Damals hatte es sich nicht bewährt, vor dieser Fahrt mehr als ein Bier getrunken zu haben. Und jetzt, da Pawlo die cerebrale oder craniosakrale Zentrifuge angeworfen hat? – jetzt vergesse ich kurzfristig *alles*. Wer ich bin, wo ich bin und warum, was in meinem Leben bisher geschah, ein genial enthirnter Zustand, der gerne noch länger andauern könnte. Im Westen erscheint längst die Frage am Firmament: *Ja, darf er denn das? Darf Pawlo das? Darf sein Patient das?*

Irgendwann habe ich so richtig losgelassen und genieße diese chiropraktische Achterbahnfahrt in vollen Zügen. Verweile doch! Gerade schicke ich mich an, mittels meiner frisch erworbenen seherischen Fähigkeiten, aktiv in die Zukunft einzugreifen. Ich stelle mir vor: die EU tritt der Ukraine bei. ... , Putin geht einfach so in Pension und Anna Netrebko wird russische Präsidentin ... die diesseitige Ostukraine und die Krim machen - auf Canossa, pilgern nach Rom, nein: Kyjiw und entschuldigen sich in aller Form für ihre pathologische Abtrünnigkeit, geloben Besserung und Wiedergutmachung ...

Russland tut es ihnen gleich ... Die Bewegung des dritten Maidan schafft die Oligarchie samt Korruption ab und: die Ukraine gewinnt 300 Milliarden Euro in irgendeiner internationalen Lotterie. Oder so: Soros, Buffet und Gates vererben vorzeitig und sofort *alles* der Ukraine.

Es ist wie die Ausholbewegung zum genialsten Tennisschlag aller Zeiten. Der Ball nähert sich dem Schläger, der Gegner bereits am Boden und dann: der schneidende Pfiff des Referees. Abruptes Ende des Traums. Kein Schlag. Bloß Normalität, Banalität. Schade!

Finish! Verkündet Pawlo und beobachtet mit dezentem Amusement meine etwas ungelungenen Versuche, mich wieder in eine menschenwürdige Position zu bringen. Es gibt noch ein paar Minuten Smalltalk. Ich erzähle. Er erzählt. Von seinen letztlich erfolglosen Versuchen, sich als Massagist ausgerechnet in Ostrava in der Tschechischen Republik zu etablieren. Vom nicht offiziellen Charakter seines Katakomben-Instituts, daher also, ich ahnte es, die defensive Informationspolitik! Von der Flucht aus Donezk 2014, als die Separatisten ihm und seiner Familie quasi den Teppich unter den Füßen wegzogen, die Wohnung und das konfiszierten, vulgo: *stahlen* - und noch wesentlich Schlimmeres in Aussicht stellten.

„Wir haben nicht schlecht gelebt im Donezk bis 2014. Ich hatte Arbeit, Freizeit und Frieden. Bis dann diese – mit bebenden Lippen versagt er es sich, das Wort laut auszusprechen - ... Leute alles kaputt gemacht haben“.
„Waren Sie mal in Donezk, ich meine: vor dem Krieg?“ Das kann ich bejahen und ehrlich antworten, dass mir diese Stadt sehr sympathisch war. Weitläufig, propere Innenstadt, Lenin

auch 2008 noch am Sockel, am Horizont die Rauchfahnen der mächtigen Stahlwerke. Dazwischen aber viele Seen, Parks, Landschaft en gros, viel Raum für Spaziergefanatiker. „*Jaja, jeden Tag bin ich dort meine Runden gelaufen, so fit wie in Donezk war ich danach nie wieder. Aber was solls, jetzt machen wir eben hier weiter*“. Jetzt schweigen wir beide, jeder hat seine persönliche Version des Donezk-Films laufen.

Beeindruckt, benebelt und irgendwie beschwingt (die Achterbahn?) verabschiede ich mich. In der festen Absicht, diesen Katakombenmeister ganz gewiss wieder einmal zu besuchen. Wenn ich ihn finde. Und wenn ihn die Finanzpolizei nicht einkassiert hat.

.....

KOMMENTAR 2022: *Kyjiw*

Kyjiw, seit 1991 Hauptstadt der selbständigen Ukraine. 3,0 Mio. Einwohner (2020). Im Februar, März 2022 versuchte die russische Armee erfolglos, die Stadt einzunehmen. Danach erfolgten das ganze Jahr über russische Raketenangriffe und massive Zerstörung der zivilen Infrastruktur. Dennoch ist Kyjiw noch immer Sitz der ukrainischen Regierung und des ukrainischen Präsidenten. Kyjiw war und ist wirtschaftliches Zentrum des Landes. Kyjiw ist aber auch historisch von großer Bedeutung als Wiege aller drei ostslawischen Ethnien. Aus der sog. Kyjiwer Rus im Mittelalter gingen die heutigen Staaten Belarus, Russland und Ukraine hervor.

Das historische Zentrum Kyjiws liegt über mehrere Hügel verteilt am rechten Ufer des Dnipro, die Neustadt am linken Ufer.

Trotz serienweiser Angriffe auf zivile Einrichtungen konnte die Stadt über das gesamte Jahr 2022 hinweg die Infrastruktur instand halten, wenn auch unter großen Schwierigkeiten. Blackouts gehörten bald schon zum Alltag. Meme: *Chirurgen arbeiten beim Schein von Smartphone-Licht*

.....

GLOSSAR:

Die dritte ukrainische Revolution: bezieht sich auf die ersten beiden ukrainischen Revolutionen 2004, die orange Revolution und 2013/14, die Revolution der Würde. Beide richteten sich gegen Viktor Janukowitsch. 2004 gab es Unregelmäßigkeiten bei der Präsidentenwahl, sie wurde wiederholt, Viktor Juschtschenko wurde Präsident, Janukowitsch verlor, wurde aber 2010 dann doch Präsident. Seine Periode endete Anfang 2014, als der zweite Maidan sich gegen ihn gewandt hatte. Auf Janukowitsch folgte 2014 Petro Poroschenko, 2019 Wolodymyr Selenskyj als Präsident. Eine dritte ukrainische Revolution hat bisher nicht stattgefunden.

09 Stiller Alarm in Mariupol (2018)

Тихая сигнализация в Мариуполе

Zwei Päder sind eins zu wenig, drei Stahlwerke sind drei zu viel.



Auf meiner Brust liegt ein kleiner Stapel an dicht bedruckten Papierblättern, darunter das Foto einer Hafenstadt, Untertitel: Mariupol. „Ein klingender Name für den, der im Autoatlas darüber stolpert. Frontstadtatmosphäre, OSZE-Jeeps in weiß und immer mit ebensolchen Fähnchen, ein von damals (2014) noch sichtbar angesengtes Rathaus, stattliche und staatliche Checkpoints an den Stadteinfahrten sowie das allgegenwärtige Stahl-Aroma aus Rinat Achmetows Stahlwerken Iljitsch, Asowstal und Asowmasch. Und nicht zuletzt liegt Mariupol am Meer, am Asowschen. Die Stadt Marias (griech. Mariu-Pol) ist eine griechische Gründung aus

längst verflossener Zeit. Ortschaften wie Chersones und Makedoniwka künden davon. Es gibt hier eine aufgeweckte griechische Community, die dafür sorgt, dass man in Mariupol in auffällig vielen einschlägigen Restaurants jederzeit griechischen Wein genießen kann, mit oder ohne Udo Jürgens.“

Hier scheint ein Teil zu fehlen. Weiter:

„Mariupol hängt am allerletzten Zipfel der südöstlichen Ukraine. Direkt vor der Stadt, bei Schyrokine, haben sich die Prorussen und ihre militärischen Erziehungsberechtigten aus Moskau eingegraben. Das, was sie 2014/15 nicht geschafft haben, die gewaltsame und endgültige Einnahme von Mariupol, das haben sie immer noch auf der To-Do-Liste. Die Kyjiw-treuen Freiwilligen auf der anderen Seite weichen keine Sekunde von Fernglas und Kanone, um die Abtrünnigen der DNR von ihren düsteren Plänen abzuhalten“.

Dann ... hat mich das heimelige Poltern des Zuges wohl in das Reich der Träume befördert ...

Die Fantasie von der eigenen Jolle am Schwarzen Meer, endlich Wirklichkeit! Herr über Wellen, Gischt und Wind. Salz auf der Haut, Weite im Herzen, ein Lächeln auf den sonnenverwöhnten Lippen von Tatjana. Auch meine Lippen lächeln. Vier Lippen nähern sich langsam einander wie vollkommen geräuschlose Raumstationen im Kosmos ...
„(TOKTOKTOK!!) Guten Morgen! Ankunft des Zuges in dreißig Minuten!“ sirrt eine offizielle Stimme von draußen. Ich schrecke wie vom Gecko gebissen aus diesem so süßen Traum hoch: *Was? Wie? Ich? Wo?* Verwirrt reiße ich die Augen auf und stiere in eine mir in diesem Moment völlig ungeläufige Gegenwart. Wo ist Tatjana? Es gibt keine. Jolle und schwarzes Meer müssen ebenfalls gestrichen werden. Ach Herrje! Wo bin

ich überhaupt? Ah ja, im Zug. Ukraine, hm. Wie, 30 Minuten bis zur Ankunft? Ankunft wo? - Die Tür wird mit einem Ruck geöffnet, die Zugbegleiterin gibt mir mein Ticket zurück: „*Wo kommen wir an in dreißig Minuten?*“ – „*Nu, w Mariupolje kanjeschna - Na, in Mariupol natürlich.*“ - „*Aha*“.

Mir dämmert, dass ich so etwas wie einen Reiseplan hatte. Aber das Hochladen und Aktualisieren dauert heute besonders lange. Bis dahin schaffe ich es immerhin, die Morgentoilette und das Verstauen der Siebensachen zu erledigen. Draußen fährt ein Militärkonvoi vorbei, in Staub gehüllt. Soldaten winken mit bubenhaftem Grinsen aus den camouflierten LKWs. Dann eine endlose Abfolge von versunkenen Kolchosen, schwer verletzten Kombinat (die sowjetische Variante von Konzernen) und neuen, aus dem staubigen Boden gestampften Werkstätten für PKWs, LKWs, Busse, Boote, Gartengeräte. Hinter dem Kiefernhaun müsste eigentlich das Asowsche Meer sein, der zwischen Russland und der Ukraine umfahrende Fishing- und Swimming-Pool zwischen Krim und Don. Und dann der Vorhang, der rote Vorhang: unendlich weite und ziemlich rostrote Rauchfahnen sind die Vorboten der Stadt. Und sie zeigen, wem Mariupol wirklich gehört: den Stahlbaronen, den Maschinendirektoren, den Logistikfürsten. Kurz öffnet sich der Vorhang, gleich schließt er sich wieder, dann hat man die Stadt Maria`s, Mariupol - erreicht. Der Zug kriecht die letzten Kilometer zu seiner finalen Station, entkräftet von der langen Strecke aus Kyjiw. Ein letztes Mal über die widerborstigen Weichen rumpeln, quietsch, kreisch – und Stopp. Wir sind da.

Beflissen vollzieht die Zugbegleiterin unseres Waggons das seit Sowjetzeiten immergleiche Ritual. Entriegelt und öffnet die

Tür, lässt den amtlichen Putzlappen routiniert und gewissenhaft einmal links, einmal rechts über die Aussteige-Geländer gleiten. Sodann turnen und taumeln Passagiere aller Sorten mit Gepäck in allen Größen über die unfassbar hohe Türkante auf den Bahnsteig, der mehr als einen Meter tiefer liegt. Auch ich habe meine Probleme, schaffe es aber unfallfrei. Bahnsteig, Bahnhofshalle, Ausgang. Eine Meute von Taxifahrern lauert auf Beute. Ich bin immer noch belämmert von meinem Schwarzmeer-Traum, meine Sensoren sind immer noch in Watte und folgerichtig laufe ausgerechnet ich einem *Räuber* in die Hände. Vergesse sogar, den Fahrpreis auszuhandeln (immer VOR der Fahrt). Aber selbst das bemerke ich erst mit gehöriger Verspätung.

Der Taxist, Stelios aka Sergej, fährt los, redet zu viel, ist eindeutig zu freundlich und macht unglaublich viel Lärm, als müsste er damit Ungustiöses überdecken. Wie ein untalentierte Koch eine nicht gelungene Speise mit Tonnen von Mayonnaise und Ketchup. Ich komme langsam zu mir, sehr langsam. Und begreife allmählich, dass mich da ein Putin-Anbeter politisch zu manipulieren versucht – „*und da haben sie dann alles kaputt geschossen*“, er zeigt mir ein angeblich 2014 von der ukrainischen Armee zerstörtes Haus - in Wirklichkeit kam der Raketenangriff damals von der anderen, der russischen Seite. Schon befinde ich mich im Auge eines anti-ukrainischen Hurricanes, die Theatralik meines Chauffeurs hat einen Höhepunkt erreicht. Und ich begreife etwas Zweites: er ist nicht den direkten Weg gefahren. Endlich sehe ich mein Hotel, das Poseidon, wir halten. Der Agitator fährt mit seinem politischen Lärmgeknatter fort – und erwähnt so nebenbei den unverschämte hohen Fahrpreis. Kurze, unerfreuliche Diskussion,

abgezogenes Trinkgeld, Gezeter. Welch herzerwärmender Empfang in der *Stadt Maria`s!*

Frühstück im Hotel Poseidon, spartanisch bestückt das Buffet, das Personal um atmosphärische Wiedergutmachung bemüht. Eine Kellnerin gesteht mir mit erröteten Wangen, dass das Frühstück von einer externen Küche zubereitet werde. Als meinte sie: *und deshalb kommt es so mickrig daher ...*

Zwei Tische sind mit Gruppen von OSZE-Mitarbeitern bestückt. Die weißen Jeeps der Friedenshüter an der Waffenstillstandslinie zwischen (Pro)Russen und Ukrainern parken martialisch im Hof. Die OSZE`ler leiden wie ich unter dem furchtbar schlechten Kaffee hier. Sie möchten schließlich so richtig wach sein, wenn sie ihre gefährliche Fahrt an die Front im nahen Donbass antreten. Abends lohnt es sich, sich an einem benachbarten Tisch niederzulassen und ihren Erzählungen zu lauschen: denen vom Tage, aber auch denen von älteren Missionen in den anderen, vom grimmigen Moskauer Oberarzt amputierten Sezessionsrepubliken: Süd-Ossetien, Abchasien, Transnistrien.

Aufbruch in die Stadt. Entlang der Uferpromenade kann man das Asowsche Meer in vollen Zügen genießen. Die Brise, die Wellen. Aber als ich einmal zu tief einatme, trifft mich sofort Achmetows Rache. Metallisches Aroma belegt Zunge, Nase und Gaumen, die Nasenhaare würden zu Berge stehen, wenn sie das denn könnten. Ich verspüre das dringende Bedürfnis, zwei Liter irgendeiner Flüssigkeit in mich zu schütten, etwas ohne Alkohol. Ja, Rinat Achmetow, er ist der eigentliche Herr

über Stadt und Gebiet, aus seinem Hauptquartier Donezk von den prorussischen rausgeworfen, der Stahl- und Erzmagnat, der reichste Oligarch der Ukraine, der aalglatte Strippenzieher.

Mariupol ist kein Luftkurort. Je nach Windlage meint man bis zur Krim zu sehen und genießt den Meereswind. Oder aber man bereut es, aus dem Haus gegangen zu sein. Heute scheint ein Durchschnittstag zu sein, man kann das Haus verlassen und die Stadt beschnuppern. In der Ferne erkenne ich den Bahnhof, am Hang das unter seinem Gewicht und seiner eigenen Geschichte schier zusammenbrechende und generell devastierte Hotel *Tourist*. Es ragt aus dem wilden Gebüsch, aus den Schotterhalden wie ein hypertropher militärischer Saurier. Vom obersten Stock sieht man bei klarem Wetter vielleicht bis Schyroke, wo der prorussische Feind auf einen Moment der Schwäche lauert – wenn die OSZE-Leute gerade nicht da sind. Laut Internet kann man immer noch Zimmer buchen für das *Tourist*, aber das kann nicht sein bei dieser Ruine. Entlang der Mole: Schwimmklubs, Ruderklubs, Jachtklubs, Tauchklubs, alle untergebracht in massiv angejahrten Gebäuden, die sich vor lauter Patina (auch: Rost) kaum noch auf ihren Fundamenten halten können.

Patina auch im Stadtzentrum. Allerdings in abgewandelter Form. Das Rathaus geriet bei den Kämpfen zwischen prorussischen und dem ukrainischen Militär 2014 in die Kampfzone. Heute hängt über der halb verbrannten Fassade ein riesiges Transparent, das sich über alle Geschosse spannt: „*Mariupol, ze Ukrajina. Mariupol ist Ukraine*“. Ein kaum verklausulierter Hinweis auf die aktuellen Realitäten – und auf jene in 2014.

Auf der Suche nach meinem heutigen Hauptziel, einem Radverleih, entdecke ich eine neues, ganz in türkis gehaltenes Cafe und genieße dort einen hervorragenden Capuccino. Sollten die OSZE-Leute jetzt zufällig des Weges kommen, so würde ich sie auf diese Insel des Kaffee-Komforts unbedingt hinweisen und hereinbitten. Am Wege liegt auch das vis-a-vis des Stadttheaters situierte Kaufhaus *Ukrajina*, wo ich unverhofft eine geradezu interstellar schwerelose Baumwollhose erstehe und die Verkäuferin (Marija) mir ein paar gastronomisch interessante Tipps gibt - und den Hinweis auf den *Kuindschi*-Schauraum. Kuindschi, ein Sohn der Stadt, war einer der herausragendsten Landschaftsmaler im russischen Zarenreich des 19. Jahrhunderts. Ich kombiniere diese Empfehlungen und erlebe Himmel und Hölle. Im Mini-Museum, dem *Schauraum*, verharre ich andächtig vor den Landschaften, die Kuindschi in unglaublicher Eindringlichkeit auf Leinwand gebannt hat. Diese Bilder brennen sich in mein Gedächtnis ein, wie benommen verlasse ich das himmlische Museum.

Und betrete danach die lieblich daherkommende Hölle, das Restaurant *Stryj Majak - Alter Leuchtturm* mit einem herrlichen Garten und feinem Ambiente. Das Essen: durchaus annehmbar. Die begleitenden Riten des Personals imitieren ein Fünfstern-Ambiente und wirken etwas überkandidelt. Und wo bleibt die Hölle? Die kommt daher als etwas, das in der Karte unter „Bier“ geführt wird, aber in Wirklichkeit alle Rekorde an Unverträglichkeit bricht: *Ukrajinska Firmenna*, so heißt das vielleicht schlechteste Bier aller Zeiten. „*Brauchen Sie vielleicht Hilfe? Moschet, wam nuschna pamosch?*“ flüstert mir die junge Kellnerin zu, als sie mein Erstarren nach dem ersten Schluck bemerkt. Ich stiere sie entgeistert an, wie ein Unrettbarer auf

hoher See und erwidere ihr Flüstern: „*Es ist zu spät. Nein. Danke*“. Wieder schleiche ich benommen von dannen, diesmal aber aus völlig anderen Gründen als bei Kuindschi.

Auf dem *Boulevard der Metallurgen* (Bulevard Metalurgiv, ukr.) fängt mich ein Einheimischer ab. Er sieht fertig aus, aber nicht wie ein Bettler. Er bittet um etwas Geld für alles Mögliche. Ich verstehe seine undeutliche Rede kaum und überreiche ihm einen Geldschein. Ich dürfte einen zu großen Schein erwischt haben, denn der Ärmste fällt mir postwendend um den Hals, dankt überschwänglich und keucht außer sich: „*Mein Freund - moj drug - was kann ich für dich tun? Was brauchst du? Drogen? Frauen? Zigaretten von drüben?*“ Ich erwidere bloß: „*Lass es gut sein, ich habe, was ich brauche. Mach´s gut!*“ Schnell mache ich mich dünne, um uns beiderseitige Verlegenheit zu ersparen. Diese Metallurgen!

Google Maps spuckt doch tatsächlich einen Treffer beim Suchbegriff „Radverleih Mariupol“ aus. Keine weiteren Infos, natürlich keine Website – und dennoch Grund genug, die Fährte aufzunehmen. Also auf zum Fußmarsch. Den Hügel hinan, durch den verdorrten Zentralpark, vorbei an der properen Süleymanije-Moschee (hier beten die Tataren) ins Zentrum. Dann wird's spannend. Ein gut getarntes Kellerlokal ist nun mal für einen Ortsfremden schwer zu finden. Eine hektische Schnüffelei beginnt, an deren Ende und nach Befragung des x-ten Passanten sehe ich ihn - einen unscheinbaren, mit bloß nicht zu großer Schrift bemalten Laden. Er heißt „*Ekstrim Sport*“ und ich ahne nicht, wie prophetisch dieser Name für den Rest dieses Tages sein sollte.

Klingeling macht die Tür, *Guten Tag* mache ich, *Tag* macht Boris. Er ist gerade mit einem Kunden beschäftigt und erklärt diesem wortlos die Funktionsweise irgendeines hypertrophen Spezialteils für ein weltraumtaugliches, offensichtlich teures Rad. Wortlos bedeutet: Boris demonstriert etwas und zeigt irgendwohin und der Kunde kommentiert jeden Schritt im Frageton, worauf Boris entweder nickt oder den Kopf schüttelt. Nur im Notfall lässt er sich zu verbalen Äußerungen herab. Ein Verkaufsgenie! Ich sehe mich inzwischen um. Eine unglaubliche Anzahl neuer Räder steht, lehnt und vor allem hängt im Verkaufsraum. Alles scheint einer peniblen logischen Ordnung zu folgen. Wie man hier eines der Räder aus dem Mobile ziehen kann, ist mir ein Rätsel. Ich würde fürchten, in diesem 3D-Mikado einen schlimmen Domino-Effekt auszulösen. Der Raum dahinter ist die Werkstatt. Dort geht es etwas improvisierter zu. Eine Handvoll ganz offensichtlich nicht neuer Bikes befindet sich gerade auf Boris` OP-Tisch und harret des baldigen Eingriffs.

Boris hat gerade den Kunden vor mir verabschiedet, immerhin zwei Worte hat er für diesen Abschied verschwendet. Natürlich fragt er mich nicht „*Womit kann ich dienen?*“ oder „*Was kann ich für Sie tun?*“ Nicht einmal das hier weit verbreitete „*Was brauchen Sie? Schto wam nada?*“ Nein. Er blickt mich nur schweigend - ich muss zugeben - treuherzig an und fügt nach drei Sekunden ein per Mimik artikuliertes Fragezeichen hinzu. Ich fasse mir ein Herz: „*Ich habe gehört, dass man hier Fahrräder mieten kann?*“ „*Moschna. Kann man?*“

„Was kostet das für einen Tag?“

„Hundertfünzig“

„Ist eine Versicherung dabei?“

„Njet.“

„Ein Helm?“

„Wenn Sie einen kaufen.“

„Kaution?“

Kopfschütteln. „Ausweis, bleibt bei mir.“

Ich bleibe dran: „Welche Räder gibt es?“

Boris zeigt ohne Worte auf ein gelbes Mountainbike, das an der Decke über uns hängt.

„Ich möchte es ausprobieren!“ sage ich und sehe ihn forschend an.

Boris hat damit gerechnet und fischt das Rad behände mit einem beeindruckenden, zirkusmäßigen Manöver von der Decke. Jetzt taxiert er mich und justiert gleich darauf die Sitzhöhe. Ich sitze zur Probe und nicke.

Er spendiert mir ein Wort: *Ja?*

„Ja, das passt. Ich möchte eine Proberunde fahren“, fordere ich.

Boris nickt, packt entschlossen das Rad und befördert es schwungvoll über die steile Treppe hinauf und vor die Tür. So eine Kundenorientierung würde man ihm gar nicht zutrauen. Ich fahre los, drehe eine Runde zwischen den Plattenbauten und befinde das Fahrzeug für würdig, mir den Tag versüßen zu dürfen.

Die Formalitäten sind nicht der Rede wert. Ich stelle meinen österreichischen Führerschein als Depot zur Verfügung und bin von Boris in den Stadtverkehr Mariupols entlassen. Anfangs denke ich noch „*ein normales Rad hätts auch getan. Wozu*

denn ein Mountainbike in der Großstadt?“ Diese Frage sollte sich alsbald klären.

Ich fahre mit dem Rad durch Mariupol! Welch erhebendes Gefühl! Ich genieße die völlig neuen Blickwinkel, Geschwindigkeit, Reichweite und die *frische Luft* oder wenigstens die Bewegung im Freien. Heute wehen die Winde günstig, die am Horizont dräuenden Silhouetten der feuerspeienden Stahlfabrikmonster blasen ihre ungesunden Dämpfe nach Osten, nach Russland.

Die Straßen im und rund um das Stadtzentrum sind bedenkenlos zu befahren. Die Zustände ändern sich, als ich eine lange Bergab-Gerade hinunterdüse. Auf erstklassigem Asphalt über eine sich wichtigmachende Brücke über den Kaltschyk-Fluss. Der Fahrtwind bläst kräftig durch Haut und Haar. Unbeschwertes Vergnügen – aber nicht lange. Etwas Dunkles liegt quer über der Fahrbahn. Ein Kabel? Ein Schlauch? Es sind grobschlächtige Eisenbahnschienen. Qualitätsprüfung der Radbremsen im Ernstfall: zu meiner Erleichterung sind sie gut, sehr gut und ich komme Zentimeter vor den Schienen zu stehen. Ich sehe die Autos in halber Schrittgeschwindigkeit – als wären es rohe Eier – die Schienen überqueren. Nicht auszudenken ... Schutzengel Numero eins, Auftritt Ende. Der stille Alarm, er funktioniert!

Weiter in die Industriezone. Zur Linken die Iljitsch-Stahlwerke, zur Rechten, inmitten einer roten Wolke, das Asowstal-Werk. Und vor mir unerwartet ein riesiger Kreisverkehr. Schon bin ich Geisterfahrer, habe falsch eingefädelt, als wär ich Brite mit Linksverkehr. Der Schock fährt mir in die Glieder, als mir eine

Phalanx aus PKWs, LKWs, Bussen entgegenkommt. Einen Herzschlag lang ist unklar, wie das hier ausgeht. Es kommt mir die ukrainische Sympathie für anarchistische Zeitgenossen zugute. Danke *Schewtschenko*, danke *Machno*! Allesamt drosseln sie ihr Tempo, halten sogar an, als würde vor ihnen ein possierliches Tierchen die Straße queren. Kein Hupen, kein Schimpfen ... *Hurra, sie lassen mich leben!*

Mit all dem habe ich nicht gerechnet, nicht mit dem Kreisverkehr, nicht mit meinem britannischen Verhalten und nicht mit den so tier- und ausländerfreundlichen Verkehrspartnern. Ich beschließe, mich auf die Suche nach einem Lokal zu machen, um mich bei einem großen Glas Kwas zu beruhigen. Gerade als ich diesen Gedanken ziehen lasse, stehen mir die Haare schon wieder zu Berge - die zweite Notbremsung des Tages. Der zweite Schutzengel. Mitten am Wege klafft ein Loch im Format eines geräumigen Kanalschachts – ohne den normalerweise darauf befindlichen Deckel. Ein Abgrund mit Spitalsgarantie, wenn nicht Schlimmeres! Kein warnendes Schild, keine Absperrung. Bloß der stille Alarm, der wieder einmal das Böse ahnte – und bannte. *Jetzt aber wirklich eine Pause, dort gibt es Kwas*, denke ich. „*Da haben Sie aber Glück gehabt*“ meint die Servierkraft, eine stattliche Dame um die Vierzig in Schürze. Sie hat meine Notbremsung beobachtet. Ich nicke und zeige auf den Kwas: „*Mein Beruhigungsmittel!*“ Sie lacht und wünscht mir Gesundheit – „*Na sdarowje!*“.

Welch unvergleichliches Panorama! Die Rumpelpiste des Boiko-Prospekts zu meiner Linken. Der Kreisverkehr unter der Knute der knallenden Mittagssonne, er fungiert als Croupier für

alle Teilnehmer des Verkehrsroulettes, jeder bekommt das ihm Zustehende. Statt rot, schwarz, gerade und ungerade gibt es Nord, Süd, Ost und West. Zur Rechten thront die blau-weiße Raffinerie *Linkoln* mit einem kalkulierten Gewirr aus klobigen Rohren, bulligen Tanks, mächtigen Ventilen und undefinierbaren Accessoires, alles vom allgegenwärtigen roten Staub bedeckt. Martialische, amerikanisch anmutende Tankwagen warten mürrisch auf Beladung - sie schimmern ebenfalls in dumpfem blau-weiß. Auf der Mauer, die von meiner Kwas-Wirtin zur Raffinerie führt, prangen überlebensgroße psychedelische Graffiti-Motive in knalligen Farben. Zigmeterlange Gedichte auf Russisch geben linguistische Rätsel auf.

Labung beendet, Aufbruch zur nächsten Etappe. Ich bin auf der Hut, fahre auf Sicht, gebranntes Kind. Dabei gäbe es so viel zu sehen: Die verrostete Zeche Domennij, die gigantische Maschinenfabrik Asowmasch, den leninbefreiten leeren Denkmalssockel am nächsten Kreisverkehr – Obacht! Aber diesmal huscht mir kein Brite ins Gehirn, ich fädle richtig ein und auch wieder aus mit meinem zweirädrigen Boliden. Weiter auf dem Karpow Prospekt, vorbei am Fußballstadion Illitschiwez. Hier geht's angenehm bergab, ich lasse es laufen, durchaus kontrolliert wie ich meine. Aber: *Päng!* Ich liege benommen rücklings auf der Straße und weiß zunächst nicht, warum. Ich scheine einen Salto geschlagen zu haben, das Vorderrad liegt auf mir, das Hinterrad dreht sich immer noch. Welch bizarre Skulptur ich hier abgebe! Ich hebe den Kopf und zähle die Gliedmaßen durch, alle noch da. Schmerzen: keine. Fast keine. Ein Sattelschlepper fährt vorbei, der Fahrer geht

vom Gas (danke!) schielt nach mir, sein Hals wird lang und länger:

„Was ist los? Ty schiv - Bist du am Leben?“

„Da, schiv - Jaja, ich lebe!“

„Bud´astaroschnij, brat - Sei vorsichtig, Kamerad!“

„Jaja - kanjeschna“.

Ist tatsächlich alles OK? Das Rad ist intakt, ich im Wesentlichen auch, wenn man von ein paar Abschürfungen und einer erst später sich outenden Prellung absieht. Wieder mal ist die Devise: Uff! Die Schuldfrage: meine Nachforschungen ergeben, dass eine Gehsteigkante sich als wesentlich höher entpuppte, als meine Sensoren angezeigt hatten. Fehlkalkulation, ergo bockte das Rad gegen die Fahrtrichtung wie ein gegen die Wand geschleuderte Gummikugel. Die Schutzengel hatten alle Hände voll zu tun. Und das mit dem stillen Alarm ist doch nicht im Schnellsieverfahren zu erlernen, wie es scheint.

Die nächste und laut Plan letzte Etappe führt über den Prospekt Karpowa aus der Stadt hinaus, in wenigen Kilometern müsste dann das Monument zu Ehren der Stahlkocher, der *Stalewar* zu sehen sein. Dort will ich hin.

Der Prospekt verdickt sich auf vier Spuren und wird zu einer Art Autobahn, die aber auch Randgruppen wie Mopedfahrer, Fuhrwerke, Fußgänger und Radfahrer akzeptiert. Die Sonne brennt, der Schweiß läuft und ich zweifle allmählich am Stadtplan, dessen Angaben über die Außenbezirke Mariupols anscheinend nicht ganz ernst gemeint sind. Wo zum Teufel ist dieser *Stalewar*? Ich stramble und stramble, bis der wunderbar flüssige Verkehr ins Stocken gerät. Nanu? Die mich überholenden Autos bremsen auf Schritttempo herab, dann

kommen sie zum Stehen. Die Fragezeichen in meiner Mimik verdichten sich zu einer vermutlich recht einfältig wirkenden Grimasse. Ich reihe mich vorsichtshalber brav in die Warteschlange der PKWs und LKWs ein.

Wir rücken vor, noch einmal und noch einmal und dann erkenne ich: es ist ein waschechter Blokpost! Eine befestigte Straßensperre, check-point, wie auch immer. Mein Vordermann, ein Lada älteren Ursprungs ist dran und wird rechts ran gewunken, zwecks Informationsaustausch mit Militär und Polizei. Ich komme mir etwas nackt und deplatziert vor mit meinem Velo – wo doch hier offensichtlich alles für Autos eingerichtet ist. Der Soldat, zehn Meter vor mir blickt mich kurz an. Ich sehe wegen der Sturmhaube nur seine Augen. Er beginnt heftig zu winken. Ich verstehe nicht gleich und zögere. Lieber ein Schritt zu wenig als einer zu viel denke ich. Da ruft er eindringlich: „*Dalsche, ne astanavitje. Weiterfahren, fahren Sie weiter, nicht hier stehen bleiben*“. – *Weiter?* frage ich begriffsstutzig. – „*Ja, fahren Sie, fahren Sie, sofort!!!*“ Der Groschen fällt, ich fahre los, umkurve die mannshohen Betonblöcke, welche die Fahrbahn von zwei auf eine, eigentlich: *keine* Spur trichtern. Ein Gefühl der Euphorie stellt sich plötzlich ein, als hätte ich als erster und einziger Mensch der Welt einen Blokpost durchquert.

Kurz darauf taucht eine Abzweigung zu einer Fabrik auf. Die Neugier siegt und sie bewährt sich. Es ist ein *Mjasokombinat*, eine Fleischfabrik. Neben dem Eingangstor lehnt eine Art Campingwagen, der als Kiosk für die Fabriksarbeiter dient. Durst! Richtig, genau für solche Bedürfnisse ist die junge Dame da, die den Kiosk bewirtschaftet. Sie gerade nichts zu tun und

raucht, an die rechte Wand des Wagens gelehnt. Sie trägt einen blauen Kittel, den sie nicht zugeknöpft hat – es ist nun mal ein heißer Tag. Und sie verliert nicht gleich die Nerven, nur weil ein potenzieller Kunde in Richtung ihres Ladens streunt. Nicht, dass sie am Ende ihre Zigarette ausdämpft und dann kauft er nichts, oder er will nur reden. Darüber ist sie hinweg. So raucht sie und beobachtet mich. Fast hätte ich meine Gedanken ausgesprochen: *„Ich will reden, ich will ein Mineralwasser mit Gas, ein Sandwich – und das, was Sie wollen!“* Naja, die Blokpost-Euphorie, die Überlebensmanie nach dem Rad-Sturz und vielleicht der Einfluss eines klitzekleinen Sonnenstichs?

„Sluscheju was. Was möchten Sie?“ fragt sie streng, ganz die selbstbewusste Werktätige.

Sie hat jetzt in den Dienstmodus gewechselt.

„Ein Mineralwasser mit Gas, ein Sandwich und reden“.

Sie zieht die Brauen hoch, Millimeter nur. Kein Kommentar. Sie arbeitet meine Bestellung ab. Und ignoriert natürlich den dritten Teil.

„Ein Mineralwasser und ein Sandwich, bitte sehr. Guten Appetit!“

„Danke“ antworte ich, den ersten Bissen bereits im Mund. Julia, so lese ich auf ihrem kleinen Schildchen, das an ihrem Kittel angebracht ist, beobachtet mich wieder. Natürlich hat sie längst bemerkt, dass da ein Ausländer bei ihr einkauft. Etwas, das hier gewiss nur sehr selten passiert. Meine Jause ist beendet, das Mineralwasserfläschchen halb leer. Julia kämpft mit sich, dann gibt sie sich der Neugier geschlagen

„Hat es Ihnen denn geschmeckt?“ ich nicke.

„Möchten Sie vielleicht noch etwas? Vielleicht einen Müsliriegel zum Nachtisch?“ Ich komme einen Schritt näher zur Theke und sage:

„Reden möchte ich, reden“. Julia erschrickt ein bisschen: -

„Reden? Mit mir? Worüber denn?“

Ich hebe einen Zeigefinger gen Himmel und sage:

„Über das Leben“.

Sie lacht. „Soviel Zeit habe ich nicht. Aber – darf ich Sie etwas fragen?“

Ich: – „Nur zu!“

Julia: – „Was machen Sie hier eigentlich?“

Julia lässt ihre mühsam aufgebaute Zurückhaltung fahren und möchte ganz viel wissen. Sie fragt mich aus über die westlichen Varianten von Gott und die Welt. Sie löchert mich auf verschmitzt-charmante Art über mein woher und wohin und warum gerade hier und so weiter. Sie hat sich mittlerweile auf die Theke gelehnt, das Kinn auf ihre Hände am Glastresen gelegt und lauscht versonnen den Auskünften, die sie von diesem unverhofft hereingeschneiten Ausländer erhält. Ich erzähle gerne, stoße aber irgendwann an die Grenze meines Wortschatzes. Ich verschaffe mir eine Kunstpause, indem ich sie bitte, mir von ihrem Leben zu erzählen und außerdem möchte ich ein Cola, um mich für die weitere Strecke zu wappnen. Julia berichtet vom kleinen Schrebergarten ihres Lebens, wie sie meint – „*maja datscha schisni*“.

„Bei mir passiert nichts Besonderes. Ich atme, ich arbeite, ich lebe. Die Familie ist gesund. Und wir leiden keinen Hunger.“

Sie ist also im Reinen mit sich und ihrer Umgebung und sie ist zufrieden. Ich bin beeindruckt von diesem schlichten Glück, verabschiede mich und wünsche ihr alles Gute. Natürlich werde

auch ich mit guten Wünschen und dem obligatorischen „*Schasliwawa puti*“ - *Guten Weg!* bedacht und schwing mich auf mein Rad, dessen Sattel in der Hitze gut gesotten wurde.

Der *Stalewar*, die riesige Statue zu Ehren der Stahlarbeiter von Mariupol, verlangt mir einiges ab, denn ich muss noch ein Dutzend Kilometer strampeln, bis ich seine Umrisse endlich erkenne. Am Mittelstreifen der Low-Budget Autobahn klotzt er vor sich hin, den Blick streng nach Norden gerichtet. Bestimmt zehn Meter hoch ist er, silbrig glänzt er in der Sonne. Er hält ein langstieliges Werkzeug in der Rechten, das qualifiziert ihn als offiziellen und ewigen Vertreter der Stahlkocher zu Mariupol. Dass er kaum mehr als *sowjetisches* Monument betrachtet werden kann liegt an einem T-Shirt mit traditionellen ukrainischen Folkloreornamenten (eine *Wyschywanka* also), das man ihm übergestreift hat. Das T-Shirt ist eine XXXXL-Übergröße, passend zur Konfektionsgröße des Stahlkochers. Die Expedition hat sich spätestens jetzt gelohnt – ich schleiche um die Statue herum und trete dann zufrieden die Rückfahrt an. Rückenwind und leichtes Gefälle machen diese zu einer Genussetappe. Schon erreiche ich wieder den Blokpost, kurve elegant meinen Slalom durch die Betonsperren und Sandsäcke, kritisch beäugt von Soldaten mit ernsten Gesichtern.

In dieser Leichtigkeit hätte es endlos weitergehen können. Hätte nicht ein Reifen beschlossen, seiner latenten Ermüdung nachzugeben und der ihm innewohnenden Luft die Freiheit zu gewähren. Kurz: ein Platter am Hinterrad erleichtert das Vorwärtskommen nicht gerade. Unangenehm, aber verkräftbar. An der Stadtgrenze beschließt dann der Vorderreifen, ebenfalls

in den Streik zu treten. Beide Reifen also hinüber. Das verheißt also einen zweistündigen ermattenden Fußmarsch in die Stadt. Am geistigen Firmament sehe ich einen Ballon mit der in kyrillisch gehaltenen Aufschrift *Odyssee* auftauchen – das ist der immer noch brennenden Hitze dieses lupenreinen Sommertages geschuldet. Jetzt alles in Zeitlupe: die Lincoln-Raffinerie, der Kreisverkehr, die Kaltschyk-Brücke, die maiskolbenförmigen Plattenbauten aus den 1980ern ...

Und da ist endlich die Werkstatt von Boris, meinem Radverleiher! *Endlich*, schnaufe ich und bin gespannt, was er von den platten Reifen hält. Boris nickt mir zu Begrüßung zu, nimmt das Rad entgegen und gibt mir meinen Ausweis zurück. Ich versuche, mich seinem rhetorischen Minimalismus anzupassen und sage – auf die Reifenweisend: „*Und???*“ Seine Miene scheint zu sagen: „*Wegen so einem Kinkerlitz geb ich meine Stoik bestimmt nicht auf*“. Zum Abschied raunt er bloß mit dem Anflug eines ausländerfreundlichen Grinsens „*Mach dir nichts draus*“ (*Ne prinizmaj bliska k serzu*). Und wir gehen auseinander, fast als Freunde.

.....

KOMMENTAR 2022: *Das Asowsche Meer*

Zu Füßen Mariupols liegt das Asowsche Meer. Es ist ein sehr seichtes, kaum salziges Binnenmeer, das nur durch den schmalen Kanal von Kertsch mit dem Schwarzen Meer verbunden ist. Das Asowsche Meer mit seinen 37 000 km², fast halb so groß wie

Österreich, wird gespeist vom russischen Don und umgeben von den Küsten Russlands und der Ukraine. Die friedlichen Zeiten zwischen diesen Nachbarn in den 1990ern und frühen 2000ern wurden nicht genutzt, um einen wasserdichten, klaren Vertrag abzuschließen, was die See- und Nutzungsgrenzen betrifft. Zustande kam 2003 bloß eine Übereinkunft, die das Asowsche Meer zum Binnengewässer erklärt, was in der Praxis bedeutet, dass beide Seiten immer und überall seefahren UND kontrollieren dürfen. Ein Freibrief für Schikanen und Konflikte.

Erst ab 2014 fiel das ins Gewicht: die russische Küstenwache begann, unmittelbar vor der ukrainischen Küste ukrainische Kutter zu kontrollieren, deren Personal zu verhaften und tage- bis monatelang festzuhalten. Der nächste Schritt im russischen Würgegriff im Meer von Asow war die Errichtung der Krim-Brücke 2018. Sie verbindet das russische Festland mit der ukrainischen, seit 2014 aber russisch besetzten Krim. Diese Brücke war genau so konstruiert, dass sie den Russen maximale Kontrolle über das Asowsche Meer, sprich: über die Schifffahrt der Ukrainer erlaubte. Ein Detail läutete den endgültigen Niedergang der ukrainischen Häfen ein: die Krimbrücke lässt nur die Passage von Schiffen bis zu einer Höhe von 33 Metern zu. Selbst die kleineren Schiffe, egal unter welcher Flagge, wurden aber von den Russen oft für Tage festgehalten, mit entsprechenden Folgen für die Liefertermine der Schiffe. Und mit Auswirkungen auf die ukrainischen Häfen im Asowschen Meer. Sie galten plötzlich als unzuverlässig und unattraktiv für Logistik-Kunden.

Mit dem Schachzug der Brücke, die als ein/aus-Schalter für bzw. gegen die ukrainische Seewirtschaft verwendet werden konnte, war einer der letzten Nägel am Sarg der Häfen Mariupol und Berdjansk eingeschlagen.

Da diese Würgeschlangentaktik hier so gut funktionierte, waren viele Fachleute umso verblüffter, als den Kreml im Februar 2022 plötzlich

die Geduld verließ und der Einmarsch in die Ukraine erfolgte. Zum Handkuss kam auch Mariupol, das im Frühjahr 2022 im Zuge einer dreimonatigen Belagerung und Bombardierung der Russen völlig zerstört wurde.

.....

GLOSSAR:

Ahmetow, Rinat (geb. 1966 in Donezk)

Reichster Oligarch der Ukraine, Vermögen 4 Mrd. Euro, sein Firmengeflecht wurzelt im Bereich Kohle, Stahl und Energie. Ahmetow unterstützte bis 2014 primär die prorussischen Parteien inklusive dem vor dem zweiten Maidan im Februar 2014 nach Russland geflüchteten Präsidenten Janukowitsch. Ahmetow sponserte viele Jahre den FK Schachtjar Donezk, dem er vor der Europameisterschaft 2012 (in Polen und der Ukraine) ein Luxusstadion bauen ließ. Mitten in den von Russland gesteuerten Unruhen in der Ostukraine 2014 wechselte Ahmetow die Seiten und diente sich Kyjiw an. Dessen ungeachtet verlor er 2014 und nochmals 2022 mehrere Industriestandorte an die Prorussen bzw. es wurden diese durch die Russen zerstört, zum Beispiel das riesige Asowstal-Werk in Mariupol. Heute gilt er immer noch als wichtiger Strippenzieher in der Ukraine, obwohl er sein Medienimperium 2021 aufgrund neuer gesetzlicher Regelungen abgeben musste.

Machno, Nestor Iwanowytsch (1888 - 1934):

Ukrainischer Anarchist und Bauernführer, 1917-1921 Anführer der nach ihm benannten Machnowschtschina, einer anarchistischen Volksbewegung aus Bauern und Arbeitern in der Südukraine. Am Höhepunkt der Bewegung stand Machno an der Spitze von 50 000 Kämpfern. Schon in jungen Jahren verübte Machno politische

Anschläge und wurde deswegen von der zaristischen Justiz zum Tode verurteilt. Durch die kommunistische Oktober-Revolution kam er frei. Lenin wollte ihn für die bolschewistische Gegenregierung in Charkiw gewinnen. Dazu kam es nicht. Machno ging im Gegenteil eine Allianz mit Matwij Hryhorjew ein, beide strebten eine anarchistische Ukraine an und nicht den Anschluss an die Sowjets. Hryhorjews Plan, zu den Weißen überzulaufen, wurde von Machnos Leuten durchkreuzt, was Hryhorjew das Leben kostete. Die Allianzen wechselten zu dieser Zeit häufig. Auch Machno versuchte es noch einmal mit den Bolschewisten, um sie bald darauf wieder zu bekämpfen.

Letztlich zerschlug Trotzki im Auftrag Lenins 1921 die Machnowschtschina, die Sowjets verleibten sich die Ukraine ein. Machno flüchtete 1921 nach Paris, arbeitete dort als politischer Publizist und rief den *Plattformismus* in Leben, eine anarchistische Strömung, die den Eingefleischten aber als zu hierarchisch galt und sich nicht durchsetzte. Machno lebte zuletzt isoliert und schlug sich mit Tagelöhnerarbeiten durch, bis er 1934 in Paris starb.

In der Ukraine gilt er heute als Ikone der zweiten Reihe, man hält ihm seine Verankerung im Volk, seine Rebellion gegen das, was man heute als rurale Oligarchie bezeichnen würde, zugute. Seine unstete Haltung zu den Bolschewisten wird heute kritisch gesehen. Als positiv sieht man wiederum seine Ethik als Anführer der Machnowschtschina: unter ihm fanden keine Pogrome statt und Requirierungen von Tieren, Lebensmitteln, Essen wurde von ihm bezahlt. Das unterschied ihn von allen anderen Warlords zu dieser Zeit.

Schewtschenko, Taras Hrihorowytsch (1814-1861)

Ukrainischer Lyriker und Maler. Heute gilt er Nationaldichter der Ukraine und eine der wichtigsten historischen Identitätsfiguren.

Krimtataren

Stehen sprachlich und kulturell den Türken näher als den Wolga-Ural-Tataren. Sie besiedelten spätestens ab dem 13. Jh. die Krim und können somit viel eher als Urbevölkerung der Halbinsel angesehen werden als die Russen. Die Krimtataren wurden 1944 von Stalin nach Zentralasien deportiert, erst ab 1990 konnten sie zurückkehren, fanden aber ihre Häuser und Grundstücke von Russen und Ukrainern übernommen vor. Von exilierten politischen und geistlichen Führern der Krimtataren kommen seit 2014 schwere Vorwürfe an die Russen, die jede krimtatarische Initiative unterdrücken würden.

08 Bruder Leonid (2008) Братан Леонид

Ganove, Hbdigan oder Mnidigarch?



Die Route Kyjiw-Mykolajiw nimmt man im Normalfall per Auto, Eisenbahn oder Bus. Flüge sind generell den Neureichen und Topbürokraten vorbehalten, sofern überhaupt, denn: nach dem Verschenden der Sowjetunion hatte die Seuche des Flughafenschwundes in der Ukraine auch Mykolajiw befallen. Jahrelang war keine Rede von irgendwelchen Flügen, auch die oberen zehntausend hatten sich in ein Auto zu quetschen (sofern man bei einem Premium-SUV von quetschen sprechen

kann) und mindestens acht Stunden darin zu verbringen. Denn: der Airport NLV (Mykolaiw) war nach dem Fall der SU bald dicht gemacht, jahrelang eingemottet und so gut wie vergessen. Keine Frachtvögel und auch keine Passagiervögel steuerten die Stadt des Nikolaus (*Mykola ukr., Nikolai russ.*) an. Bis ein schräger Vogel aus dem fernen Westen im Internet über eine obskure Information stolperte. Es hieß darin schlicht: Sommerflüge Kyjiw Borispol nach Mykolajiw. Jeden Mittwoch. Abflug 11.15 KBP, Ankunft NLV 12.55. LET-410. Letzteres, also die LET-410, war das Fluggerät; eine aus Zeiten der Tschechoslowakei stammende Maschine. Ansonsten hielt man sich mit Details vornehm - oder misstrauisch? - zurück. Keine Airline, kein Preis, geschweige denn die Option, diesen Flug online zu buchen.

Ich muss einen meiner *Fixer* in Kyjiw bemühen, um zu einem Ticket zu gelangen. Mein Ermöglicher heißt ausgerechnet Mykola, wie passend! Und natürlich schaffte er es. Zwei Wochen später die Übergabe in Kyjiw, Papierticket gegen Papiergeld und ein von Herzen kommendes Dankeschön-*Dusche Djakuju!*

Dennoch glaube ich bis zuletzt an die Möglichkeit eines Fakes, eingefädelt von wem auch immer. So steuere ich also den Terminal B am Flughafen Kyjiw-Borispol an, erledige die überschaubaren Formalitäten und warte, eine über Jahrzehnte auf allen Flughäfen der Welt praktizierte kollektive Übung. Eine unfreiwillige Entschleunigung. Ich simuliere einen, der vor sich hindämmert, bin in Wirklichkeit aber hellwach und schneide jede Kleinigkeit mit Aug und Ohr mit. Diese kleine Schar dort zum Beispiel, vis-a-vis meiner sachlich dunkelblauen Sitzgelegenheit: in Kopfzahl einer nicht allzu großen Familie, sie

scheinen meine Mitreisenden zu sein: Zwei Mittdreißiger. Einer drahtig und gewiss an die zwei Meter groß, halblanges dunkles Haar, Attitüde *ich wär so gern ein Star*, inklusive dazu passender teurer Sonnenbrille - falls echt. Der andere unwesentlich kleiner, aber ein Schrank von einem Mann, bullig, gedrunken und mit einem Brustkasten wie ein Schwergewichts-Boxer. Eine allein reisende junge Dame, adrett in Röckchen und Spitzenbluse sowie strassverzierten Heels. Weiters ein farbloses Durchschnitts-Ehepaar um die fünfzig. Er im 0815-T-Shirt (Aufschrift: *London Fitness*), Igelhaarschnitt, mit einer heftig nach außen drängenden Bierwampe. Sie im halblangen Kleid im Design einer längst ausgestorbenen Spezies der Gattung Restaurantvorhang, natürlich in braun, mit Leopardmuster. Dazu gehört ein in hoher Frequenz quietschendes kleines Mädchen im Kindergartenalter, buntes Kleidchen, Blumenkranz im Haar – das Enkeltöchterchen, so vermute ich.

Kaum bin ich mit meiner Personal-Inventarisierung fertig, kommt schon Leben ins Geschehen. Die beiden großformatigen Fluggenossen, die schon die ganze Zeit irgendwie unrund gewirkt hatten, sie lassen nun ihrer Zappeligkeit vollen Lauf. Der Bullige, riesiger Anker auf dem weißen T-Shirt, Untertitel *Port* (ja, Mykolaiw hat einen Hafen), will wieder zurück hinter die Passschleuse – was ihm vom Personal zunächst perplex, dann entschieden verwehrt wird. Der Andere, Drahtige flucht halblaut vor sich hin – und zündet sich tatsächlich mitten im Warteraum eine Zigarette an. Mehr als ein halber Zug ist ihm nicht möglich, denn innert Sekunden sind ihm drei Sicherheitsleute in den Arm (den *Raucharm*) gefallen. Der Diensthöchste unter den dreien hält dem Missetäter in schneidendem Ton einen Vortrag und

droht ihm für den Wiederholungsfall die sofortige Verhaftung an. „*Ponjal menja. Ty ponjal? Verstanden? Hast du mich verstanden?*“ vergewissert sich der Kommandant und fixiert sein Gegenüber mit glühendem Blick. Stimmloses Nicken. Ruhe kehrt ein, vorläufig. Das unfreiwillige Publikum hält sich fern, wendet sich ab und spekuliert im Stillen, welches Problem diese beiden Kerle denn verdammt noch mal haben. Aber die Exekutive hat ja gottlob sehr geradlinig die Ordnung wiederhergestellt.

Der Zubringerbus ist vorgefahren. Zischend öffnet sich die Tür nach draußen. In weiser Voraussicht überlassen wir, das konstruktiv gesinnte Passagierkollektiv, den moralisch vorbestraften Herren den Vortritt. Mit dem Effekt, dass der Drahtige schon wieder zu rauchen versucht, ihn diesmal aber sein Kumpan davon abhält – er hat im Augenwinkel die auf Zugriff getrimmten Polizisten gesehen, bereit zu Sprung vorwärts, Neutralisierung, Handschellen, Verhaftung, no-fly. All das hat die freundschaftliche Intervention des Bullen hintangehalten.

Im Bus werde ich allerdings Zeuge der Wut des von seinem Freunde entmündigten drahtigen Mega-Schlaks. Er beginnt lauthals zu schimpfen, zu fluchen und will ein Handgemenge beginnen, welches allerdings sofort im Schwitzkasten des Boxers zum Erliegen kommt. Bewundernswert die Stoik des Busfahrers, der dies alles kommentarlos hinnimmt. Aber diese Coolness ist offensichtlich nur ein oberflächlicher Eindruck, geschuldet der sowjetischen Mimik des Fahrers. Denn die Busfahrt zu unserer Maschine dauert verdächtig lange, einmal zum nordwestlichen Vorfeld, Wende, kurzer Stopp und

Nachdenkpause, dann zurück und an das entgegengesetzte Ende im Südosten. Eine geniale Deeskalationsmaßnahme?

„*Na endlich*“, seufzt der junggebliebene Opa und streichelt zärtlich die Wange der Enkelin. Die Rabauken springen selbstredend als allererste aus dem Bus, schon eine Zigarette im Mundwinkel, sich gegenseitig Feuer gebend. Ein verloren beim Flugzeug Wache stehender Miliz-Jüngling dreht sich weg, keine Lust auf Intervention. Dann machen sie sich über den Flieger lustig und darüber, dass das Einsteigen noch nicht möglich ist. Der Flieger? Ist wie angekündigt tatsächlich eine tschechoslowakische LET-410, ein zweimotoriger Turbopropeller für maximal achtzehn Passagiere, auch im Osten nur sehr selten anzutreffen.

Der Pilot ist noch nicht da, sein Co nähert sich aber und macht mit bedächtigen Handgriffen die Maschine bereit. Dazu gehört auch, dass er eine Klappe vorne am Bug der LET öffnet und den Passagieren hilft, alle Koffer, Rucksäcke, Taschen und Beutel zu verstauen.

„*Ey, Genosse Copilot, hast du nicht was zu trinken an Bord?*“, so dröhnt der Hüne im Befehlstone. „*Aber nein. Die anderen haben schon alles weggetrunken*“, pariert der Co-Pilot, grinst aus strategischen Gründen (peace keeper!) und wendet sich seinem Kerngeschäft zu.

Boarding, völlig stromlos – kein Monitor, keine Grafik, keine Lautsprecheransage - angekündigt vom Co-Piloten mit einem schlichten: „*Moschte sest´ na samaljot teper - Sie können jetzt einsteigen*“. Die Rabauken prügeln sich halb im Scherz sich

darum, der Erste in der Kabine zu sein. Mit Respektabstand folgen wir, das friedliche Kollektiv. Nur einer fehlt noch: Der Pilot! Der Co meldet: „*Wot nasch natschalnik - Hier kommt unser Chef!*“ Alle verrenken sich die Hälse. Aus einem schwarzen SUV mit dunkel getönten Scheiben steigt – unser Gastgeber für die nächsten neunzig Minuten. Er grüßt knapp: „*Sdrastwuitje - Guten Tag!*“ und erklimmt seine Kanzel, bespricht irgendwelche geheimen Details mit seinem Co, und wirft die Motoren an, zuerst den linken, dann den rechten, wie es sich gehört.

Während wir in Richtung Piste rollen, referiert er im Stakkato das Allernotwendigste: „*Damy a gaspada. Dabro paschalawat na bord naschawa samaljota LET-410. Wremja paljota: 90 minut. Kurit´ sapreschenno. - Damen und Herren! Willkommen in unserer LET-410. Flugzeit nach Mykolaiw: neunzig Minuten. Das Rauchen ist verboten!*“ Ich schnappe so nebenbei auf, dass der Bulle Leonid heißt, sein Zweimeter-Kompagnon Boris. Zumindest ist dessen Selbstbewusstsein zwei Meter groß. Alles stellt sich auf einen beschaulichen Flug ein. Draußen: das unendliche Firmament in blau und weiß, darunter die Brettebene, die nord-südliche Lebensader des Nationalflusses Dnipro (Dnjepr). Drinnen: *eine nette Stewardess, die Tee und Konfekt serviert, angeregt parlierende Fluggäste ...* Gemach! Was das *drinnen* betrifft, so muss ich eine völlig andere Realität schildern. Mangels Stewardess weder Tee noch Konfekt. Die Passagiere bleiben sich selbst überlassen – in diesem Falle eine schlechte Nachricht. Sie ahnen es bereits, die beiden Outlaws sind wieder auf den Plan getreten. Mit aller Vehemenz, schlechtem Benehmen und pubertärem Gehabe. Von wegen angeregt parlierend. Bulle

Leonid und Drahtmann Boris könnten vermutlich das Wort *parlieren* nicht mal buchstabieren. Vielleicht könnten sie es, aber sie würden es bestimmt verweigern. Was ist ihnen also vorzuwerfen?

Es beginnt bei den zotigen Witzen, die man sich vielleicht in gewissen Kreisen zu sehr später Stunde im trauten Kreise erzählen mag – aber nicht hier und jetzt. Es geht weiter mit feixenden Bemerkungen zur Crew, a la „*Na, ihr Luschen, jetzt macht mal einen ordentlichen Looping. Geradeaus fliegen kann jeder Idiot. Na? Na?*“ Man muss wissen, dass die Piloten von der Passagierkabine in der LET-410 nicht baulich getrennt sind, eine Art Vorhang oder Verschlag aus Textil stellt bloß ein symbolisches Hindernis dar. Man hat, ob man will oder nicht, Hör- und Sichtkontakt.

Dazu gesellen sich lautes Rülpsen und andere, nicht zu den gemeinen Tischsitten gehörende Geräusche und Gesten. Am schlimmsten aber ist es, als dann die beiden Outlaws in ihrem Hooligan-Taumel das allein reisende Mädchen ins Visier nehmen. Mit schmieriger Anmache, die in der Kabine außer ihnen selbst keiner lustig findet. Während ich noch überlege, ob und wie ich einschreiten könnte, hat den Brustkasten plötzlich akute Erschöpfung befallen – er schnarcht markerschütternd, an der Schulter seines Freundes eingenickt und sabbernd. Der davon Betroffene langweilt sich ganz offensichtlich, sieht sich aber rein körperlich von seinem auf ihm schnarchenden Kompagnon in seinen Möglichkeiten eingeschränkt – und gibt Ruhe. Ein unhörbares Aufatmen geht durch die gepeinigte Restbevölkerung der Maschine.

Die LET neigt ihre kindliche Nase sachte in Richtung Erde, in Richtung Mykolajiw, wo sich die Flüsse *Südlicher Bug* und *Inhul* gerade gute Nacht sagen.

Landung und Ausstieg inmitten eines atemberaubenden Stilllebens im Abendrot: Eine Batterie von majestätisch im Abendglanz glitzernden Iljuschin-76, den wunderschönen Lastenfliegern mit Afghanistan-Verdienstmedaille auf der imaginären Brust. Dahinter zaubert die rote Sonne eine glühende Atmosphäre über den gesamten Abendhimmel. Kaum ist die Maschine im Stillstand, kommt Leben in unser Kollektiv, besonders in das jetzt wieder quicklebendige Rowdy-Duo. Die Banditen streiten schon wieder, springen aus der Maschine, jetzt raufen sie sogar. Diesmal scheint es ernst zu sein.

Alle ringsum in perplexer Starre, sogar der athletisch wirkende Flughafenpolizist will es lieber aussitzen und macht keine Anstalten, seiner Pflicht nachzukommen. Leonid der Bulle hat den kurzen Kampf gewonnen. Boris, der Drahtige trollt sich mit blutiger Lippe und seinem Seesack. Hinter uns dreht die einzige Flughafenbedienstete das Licht ab, versperrt das Tor und verschwindet in der Nacht. Ich sortiere mich und mein multiples Gepäck. Alles da, wunderbar.

Wo ist die Stadt? – Dort, dieses schüchterne Glimmen am Abendhorizont, das muss Mykolajiw sein. Also los zum Taxi. Alle werden sie abgeholt: das Großelternpaar, der Drahtige und die angeschlagene, entnervte Alleinreisende. Motoren privater Autos heulen auf, Scheinwerferkegel schlagen einen Halbkreis durch die Landschaft und streben dem metropolitanen Horizont zu. Jetzt ist es zappenduster. Den erhofften Taxistand gibt es nicht, von irgendwelchen Bussen gar nicht zu reden. Nicht einmal der Mond erhellt die Landschaft. Also bin ich jetzt blind.

Ohne Taxi, ohne Bleibe und mutterseelenallein. Denke ich. Drei Meter entfernt faucht plötzlich ein Feuerzeug aus der finsternen Nacht auf und bescheint das Antlitz eines großen, kräftigen Menschen, der ein helles T-Shirt mit Anker und der Aufschrift „Port“ trägt. Die Flamme hat dafür gesorgt, dass der Schrank meine Silhouette bemerkt hat. Er nähert sich, hüstelt kurz und brummt: *„Nu, ty tosche schjosch twajewo waditelja? - Na, du wartest auch auf deinen Fahrer?“*

Ich murmle etwas Indifferentes.

Der Schrank ist natürlich Leonid. Einer der zwei Provokateure, die sich seit Kyjiw so unmöglich aufgeführt haben. Unaufgefordert erfahre ich, dass er und sein Kumpan, dieser Boris (der Drahtige), letzte Nacht mehrere Flaschen Wodka gekippt hatten. *„Charascho paweselilis` - Große Unterhaltung, jaja,“* lacht Leonid. *„Aber jetzt ist der Kindergarten zu Ende und alles wieder im Griff“*, so heischt er nach moralischer Vergebung. Ich habe noch immer kein Wort gesagt, Leonid weiß also nicht, dass er einen Ausländer vor sich hat. Und so redet er und redet und ich schweige und schweige im Schutze der Dunkelheit. Er referiert über Mykolajiw, die Ukraine, *„unsere Politiker, diese Schlappschwänze, ha!“* und seine eigene Philosophie *„Man muss klüger als die anderen sein, schneller und härter.“* Über sein berufliches Metier lässt er sich nicht näher aus, ich muss mich mit Andeutungen begnügen: *„Soll ich mich etwa mit der Bürokratie herumschlagen als kleiner Ladenbesitzer, oder mich gar zum Sklaven machen als irgendein gesichtsloser Angestellter? Dazu ist mir mein Leben zu schade.“*

Bescheidenheit oder gar Demut sind seine Sache nicht, denn *„Sieh sie dir an diese Faserschmeichler, diese Untertanen –*

Trusy nennt er sie, Unterhosen oder Hosenscheißer - Nicht mein Ding! Den Chef mache ich. Ich sage wo es lang geht.“ Prahlerei ist eines seiner Steckenpferde, wobei ich mich nicht entscheiden kann, an welchen seiner Räuberpistolen ich zweifeln soll und an welchen nicht: *„Ich kam immer zu Kohle. Im Sojus, in den 90ern und auch heute. Immer. So oder so. Mal kam der Zaster freiwillig zu mir, manchmal nicht“*. Ein plötzlicher Windstoß mischt sich rüde in unser Gespräch, besser: in seinen Monolog ein und verhindert, dass ich Details von einer wirklich schlimmen Geschichte mitbekomme.

Schweigen. Das Feuerzeug flammt wieder. Zigarette. Mein vis-a-vis lässt die Flamme aber brennen, die Schemen unserer Gesichter flackern. Er blickt mich gerade an: *„Ich bin Leonid. Und du?“* – Jetzt also das Ende der Camouflage. Outing. *„Friedrich ist mein Name – menja sawut Friedrich“*. Leonid stutzt einen Moment, grinst erfreut und ruft: *„Na sowas, ein Ausländer in der finsternen Nacht!“* Weitere Fragen hat er vorerst nicht, denn ihm ist schon wieder etwas Interessantes eingefallen. Er beginnt eine lange Geschichte zu erzählen, deren Sinn ich nicht so recht durchschaue.

Bis ich endlich kapiere, dass es um einen Film geht, nämlich *„Brat“*, der Bruder. Ein russischer Banditenfilm aus den späten 1990ern mit dem legendären und so jung verstorbenen Sergej Bodrow. Schließlich unterbricht er sich selbst, da ein forsches Scheinwerferpaar aus großer Entfernung unsere Koordinaten erfasst hat. Es kommt in hohem Tempo näher und dann direkt vor dem angejahrten Flughafen-„Terminal“ zu Stillstand. Der Fahrer steigt aus und lässt seinen Blick die Nacht durchkämmen. *„Ey, Jegor! Hier sind wir! Komm hier her!“* Leonid hat das Feuerzeug angeworfen, als Leuchtturm für seinen Chauffeur.

Und zu mir: „*Du musst doch auch in die Stadt, nicht wahr? Komm, fahr doch mit mir. Das dort ist mein Wagen! Na?*“ Gut, sage ich und belade mich mit meinen Rucksäcken und Taschen. Wir sind jetzt im Scheinwerferlicht, Jegor bewegt sich eilfertig und stoisch zugleich auf uns zu. „*Na, derschi - Da, nimm!*“ wirft ihm der unverbesserliche Rüpel Leonid seine Tasche zu.

Das Auto: ein großer Audi, mit exquisiter Innenausstattung und mehr als ausreichend Pferdestärken. „*Pajechaly – Fahren wir!*“ ruft Leonid und damit scheint er maximales Tempo zu meinen. Mit 160 brausen wir nach Nikolajew (die russische Variante von *Mykolajiw*). Und wir fahren nicht auf einer Autobahn. Es ist bloß eine recht bescheidene und sparsam gewartete Landstraße. Leonid wirft die Audioanlage an und startet den Soundtrack: die Lady-Popgruppe *Reflex* mit „*Schostkoje Disko*“: die harte Disko.

3D-Kino at its best. Schon haben wir die Stadtgrenze überschritten, keine 160 mehr, dafür kreischen immer noch die Reflex-Girls, als litten sie schrecklichen Hunger. Ein anämisches Licht bestrahlt die Straßen, von Beleuchtung kann man kaum sprechen. Westeuropäische Städte sind ja immer illuminiert, als gelte es, auf offener Straße eine OP vornehmen zu müssen.

Die CD ist zu Ende, Gott sei`s gedankt. „*Welches Hotel?*“ ruft Leonid in meine Richtung nach hinten. „*Das Kontinent*“, antworte ich. „*Nicht schlecht, aber du hättest Besseres verdient, Friedrich*“. Ich stelle mich taub.

„*Jegor, was ist los, bist du etwa blind! - Nu schto, ty slepoj schto li? - Da ist das Kontinent, bleib stehen*“. Der Kummer

gewöhnte Jegor setzt wortlos den Blinker und parkt vor dem Eingang des Hotels ein.

Ich will gerade zu einer Dankesorgie anheben, da sagt Leonid: *„Ich komme mit! Damit auch alles glatt geht“*. Ich verabschiede mich von Jegor und erfahre sogleich, was Leonid bewogen hat, mitzukommen.

Er trägt eine meiner Taschen, steuert schnurstracks auf die Rezeption zu, baut sich dort auf und belehrt die Rezeptionistin: *„So, Nastja, sei begrüßt! Das hier ist mein Freund Friedrich. Gib ihm ein gutes Zimmer. Und Sorge dafür, dass er nicht von diesen Mädchen belästigt wird. Er ist müde und möchte seine Ruhe haben. Verstehst du?“*

Anastasija, souverän: *„Lieber Leonid. Bei uns gibt es keine dieser Mädchen, wir sind nicht SO ein Hotel, das weißt du doch“*. Leonid grummelt etwas in sich hinein, das klingt wie *na gut*. Ende der Entmündigung. Ich erledige das übliche Prozedere. Leonid ist immer noch da. Treuherzig fragt er mich: *„Na, was ist, gehen wir noch auf ein Fläschchen? – Nu kak, wyjjim?“*, begleitet von der dazugehörigen Geste des Fingerschnippens gegen die Halsschlagader.

Es fällt mir nicht schwer, abzulehnen, aber es fällt mir leicht, mich ausführlich für seinen freundlichen Support zu bedanken. *„Nu ladna - Na gut“*, brummt er, ein bisschen enttäuscht, *„dann alles Gute und sei vorsichtig! Hier laufen manchmal seltsame Typen rum. Alkoholiker, Hooligans und so“*. – *„Ja, das wurde mir gesagt“* bestätige ich und denke mir meinen Teil.

Leonid macht kehrt und stürmt durch die Drehtür. Sie dreht sich noch lange nach seinem Verschwinden.

.....

KOMMENTAR 2022: *Mykolajiw*

Mykolajiw konnte im Gegensatz zu der schwer bedrängten Nachbarstadt Cherson eine russische Besatzung abwehren und ukrainisch bleiben. Es fungierte nolens-volens als Puffer zwischen den Russen und Odessa. Ohne Mykolajiw hatten die Russen keine Möglichkeit, nach Odessa zu gelangen.

Mykolajiw hat mehr als ein paar Schrammen abbekommen, zahlreiche russische Raketen haben zivile Ziele zerstört, unter anderem den Sitz des Gouverneurs.

Die 500 000 Einwohner-Stadt hat eine lange Tradition als Hafen- und Werftstadt. Sie liegt am Zusammenfluss von Inhul und Südlicher Bug, das Schwarze Meer liegt nur 25 km entfernt.

.....

EIN KOPF AUS MYKOLAJIW:

Witalij Kim, Gouverneur der Oblast Mykolajiw

Schiffsbau-Ingenieur, Unternehmer, Politiker, geb. 1981. Gouverneur der Oblast Mykolajiw seit 2020.

2022, als auch seine Stadt serienweise bombardiert wird, entpuppt er sich als charismatische Figur. Er nutzt virtuos die sozialen Medien, um Transparenz zu schaffen und die Bürger der Stadt aufzumuntern, begleitet von Scherzen zu Lasten der Besatzer.

Im Zuge der Bombardierung seines Verwaltungsgebäudes der Oblast-Administration wurden 37 Menschen getötet.

19 Tupolew on ice (2022)

Туполєв на льоду

Trübe Promenade in Poltawa zehn Tage vor dem Krieg



Ich lernte sie offline kennen. In einem aviatischen Fachbuch auf Seite 132 sah ich sie und fand sie – wunderschön. Interessant sowieso. Aufregend. Unerreichbar. Der Duft ferner fremder Länder und der weiten Welt überhaupt schien sie zu umwehen. Sie gehörte zu den stillen Wassern. Sie sprach über ihr erhabenes Antlitz und vor allem über ihre Physiognomie zu mir. Nicht mit Worten. Ja, sie hatte eine gute, ach was, eine tolle Figur. Sie hatte es nicht einmal nötig sich zu schminken. Sie war von Natur aus aufgedonnert. Man konnte sie einfach nicht übersehen, unmöglich. Aber all das wusste ich erst viel später, in Poltawa.

Und so war es mir also unmöglich, die Seite 132 zu überblättern oder nach der Seite 132 weiterzublättern. Ich sah sie und wollte sie um jeden Preis in Natura sehen. Koste es mich, was sie wolle! Aber es gestaltete sich nicht einfach, sie tatsächlich kennenzulernen. Denn: sie meidet den Westen seit jeher, wie Lenin einst den Vatikan. Auch den Süden liebt sie nicht. Nein, man muss ihr weit entgegen reisen. Ich hatte gehört, dass sie sich im ostukrainischen Poltawa aufhält.

So reise ich also Anfang Februar des Jahres 2022 dorthin. Wien–Kyiw und Kyiw-Poltawa per Bahn. Normalspur, Breitspur, noch einmal Breitspur und da ist es schon, das tief gefrorene Poltawa. Stadt der Saporoger Kosaken und sogar Namenspatron für einen Asteroiden.

Eis, Schnee, alle Zwei- und Vierbeiner sind dick verpackt in klobige Mäntel, Anoraks, Mützen, Schals, Stiefel und Wollhandschuhe. In einer kommerziellen Wärmestube verlange ich nach einem regionalen Bier, ich darf aus zweien auswählen, nehme das verrucht und dunkel daherkommende zweite. Ein kaltes Bier, das wärmt, ein bisher unbekanntes Phänomen. Das muss am östlichen Längengrad, 1700km östlich von Wien, liegen. Sein Geschmack rangierte übrigens im Bereich des Tolerablen.

Frisch und paradox gewärmt wage ich den langen Marsch zum Luftfahrtmuseum der Stadt Poltawa. Es liegt gut versteckt neben einer Kaserne, in die ich irrtümlich hineinmarschiere. Aufgescheucht, sichtlich irritiert, aber nicht unfreundlich dirigiert mich der blutjunge Wachsoldat zum anderen, zum richtigen Tor. Ich löse ein Ticket und umwandere unter offenem Himmel ein Dutzend sowjetische Flieger aus längst

verflossenen Zeiten. Die jüngsten Vögel stammen aus den 1950ern. Geräte wie Hummeln, man fragt sich, wie so etwas grobschlächtiges überhaupt fliegen - und sogar wieder landen konnte.

Wo ist die moderne, die zeitgenössische Abteilung?
Unschlüssig kratze ich mit meinem Schuh an einer Eisplatte. Wintersonne und Wolkenfetzen duellieren sich wie neo-ukrainische *Hopak*-Kämpfer. Bis plötzlich ein sehr alter Bus um die Ecke scheppert. Er hält direkt vor mir. Der laufende Motor bläst unglaubliche Dieselwolken in die Landschaft. Ein vergilbter Zettel gibt auf Ukrainisch preis: *zum Museum der strategischen Langstrecken-Aviation*. Ein einmaliges Angebot, genau dort will ich ja hin.

Es erwartet mich eine Handvoll polarmäßig adjustierter Passagiere, Ukrainer, keine Westler, sitzen ebenfalls im ungeheizten Bus, reiben sich die Hände und warten schweigend. Ich bemerke an der Trennwand zum Fahrer vor mir eine kleine, verblichene Plakette behördlichen Ursprungs – in türkischer Sprache - und begreife: dieser Bus war früher, ganz früher einmal ein Sammeltaxi (*Dolmuş*) im Hexenkessel Istanbul. Ich habe keine Einwände, aber eine kleine Sorge, dass dieses Ungetüm unterwegs vor Altersschwäche zusammenbrechen wird.

Es geht los, das türkische Sammeltaxi schafft die wenigen Kilometer unter abenteuerlichen Geräuschen, die man einem Bus nicht zutrauen würde. Schon sind wir da. Der Fahrer hupt, worauf ein einwattierter Wachsoldat das Tor für uns öffnet. Er sieht aus wie ein riesiges Gummibärchen in Camouflage plus Sturmgewehr. Über einem jetzt in der Sonne gleißenden

Schneefeld zeichnen sich die Schatten riesiger Objekte ab. Da wir soeben ein Avia-Museum betreten haben, muss es sich wohl um Flugzeuge handeln. Unser verschworenes Fähnlein plumpst aufgeregt aus dem Bus und schwärmt sofort aus. Ich beschatte meine Stirn mit einer Hand und scanne das Gelände. Ja, dort drüben lehnt eine silberne TU-95. Es wirkt so, als wäre hier ein UFO aus den 1920ern gelandet, ein *sowjetisches* UFO. Völlig aus der Zeit gefallen, diese Maschine. Als hätte Fritz Lang, der Film-Regisseur 1920er, eine für *Metropolis* passendes Objekt beauftragt. Nicht von dieser Welt. Die TU-95 stammt in Wirklichkeit übrigens aus den 1950er Jahren.

Kopf, Stirn und Hand drehen sich zur anderen Seite. Dort lässt sich ein schwerer Mi-26 Hubschrauber ziemlich gehen, seine Rotoren sind welk Richtung Erde gesenkt wie die Antennen eines bewusstlosen Heupferds oder die schlaffe Angelrute eines ermatteten Fischers. Angeblich wurde dieser Schrauber zu Zeiten der Tschetschenienkriege *Frachtkuh* genannt (nachzulesen bei *Arkadi Babtschenko: Die Farbe des Krieges*). Russisch грузовая корова.

Moment mal. Im Schatten welchen Vogels stehe ich eigentlich hier schon die ganze Zeit? Ich gehe einen Halbkreis, um der blendenden Sonne zu entgehen. Und dann erkenne ich es, erkenne ich SIE! Ja, sie ist es wirklich. Meine Seite 132! Die Tupolew-160. Ich trete unwillkürlich ein Dutzend Schritte zurück, um sie in voller Pracht betrachten zu können. Sie ist genauso schön wie im Buch, nein, in natura noch schöner. Besonders jetzt, wo die Sonne wieder aus den Wolken kommt und ihre weißen Tragflächen bestrahlt. Ihre Cockpitscheiben blitzen. Sie lässt ihren Silberblick sprechen,

ihren weit geschwungenen Körper aus blendend weißen Flügeln, ihre bereiften, stämmigen unteren Extremitäten. Immer noch wunderhübsche Kurven (wie im Buch), immer noch lehnt sie Schminke ab. Man sollte ihr einen neuen Namen geben, einen Kosenamen oder aber einen *nom de guerre*. Denn das Kürzel TU-160 klingt ja radikal technisch, unsinnlich, glatt, steril. Die Sprache der Ingenieure. Und der NATO-Code-Name *Blackjack* (nach dem Kartenspiel) ist auch nicht besser. Wie? Die Piloten nennen die TU-160 *Weißer Schwan*? Viel besser.

Ich suche noch mehr Abstand und betrachte sie aus der Distanz. Neben mir unterhalten sich zwei Einheimische auf Russisch. Es sind aber Ukrainer.

Erster: „*Man sollte sie reparieren und für den Einsatz klarmachen*“.

Zweiter: „*Du meinst, wir werden sie wieder brauchen, die TU-160?*“

Erster: „*Ich fürchte schon*“.

Zweiter: „*Эти чертовы придурки! Diese verdammten Arschlöcher. Sie sollen uns in Ruhe lassen!*“

Erster: „*Sie werden uns nicht in Ruhe lassen*“.

Zweiter: (zieht an seiner Zigarette und wirft sie dann wütend weg). „*Ебена мать! Scheiße!*“

Da fällt mir ein, was in der realen Welt gerade so abläuft. Russland ist schon vor Monaten rund um die Ukraine aufmarschiert und droht mit Einmarsch und Zerstörung. „*Die*

Tankstelle im Besitz der Mafia, die seich als Regierung ausgibt“ (so der US-Abgeordnete John McCain über Russland) macht sich wieder einmal wichtig. So wichtig wie seit 1945 nicht mehr. Und mir fällt ein, dass genau solche Tupolew 160 bei den Russen noch immer im aktiven Einsatz sind. Übrigens auch das Fritz-Lang-Flugzeug TU-95. Werden sie schon bald ihre Bomben auf Kyjiw abwerfen, auf Odessa, Charkiw, Mykolajiw, Mariupol?

Ja, die TU-160 ist ein wunderschöner Vogel, aber sie wurde in der SU gebaut, in der Stadt Engels (sic!), um massenhaft Verderben über die Menschen zu bringen: Bomben, Raketen, Trümmer meilenweit. Ab dem 24. Februar 2022 kann ich die TU-160 nicht mehr schön finden. Und ich nenne sie auch nicht mehr weißer Schwan.

Mit extrem gemischten Gefühlen lasse ich mich in den verschlissenen Ledersitz im türkischen Shuttle-Bus fallen. Angetan und angeregt von der persönlichen Begegnung mit der TU-160 und ihren fliegenden Gefährtinnen einerseits. Besorgt und beklommen ob der jenseits der Nord- und Ostgrenze lauernden Armee, die auf einen einzigen Befehl aus Moskau wartete.

Diese inneren Bilder setzten mir dermaßen zu, dass ich auf mein restliches Stadtprogramm verzichtete und ein Zimmer für 3 Stunden in einem adretten Dreisternhotel buche. Ich habe das dringende Bedürfnis mich auszuruhen und mir vorerst keine weiteren äußeren Reize zuzuführen. Das Zimmer ist sauber, groß genug und ruhig. Ich schlafe tatsächlich ein und träume von nervös sich überlappenden Sequenzen aus einem

russischen Kriegsfilm und realen Erlebnissen von mehreren Flughäfen in der Ukraine. Es endet damit, dass ich im Traum und anscheinend auch tatsächlich, im hier und jetzt laut brülle: „*Kameraden, in Deckung!*“. Gleich darauf, als irgendein Geschoß vor mir einschlägt (im Traum), springe ich im Bett auf, reisse die Augen auf und habe keinen Tau, wo ich bin. Der Ruf meines Zimmernachbarn hilft mir weiter: „*Ey, Nachbar - was brüllst du da herum! Beruhige dich! Spakojsja!*“.

Das hilft meinem Betriebssystem bei Hochfahren und bei der Beantwortung der *Frage Was mache ich hier eigentlich?* Ach ja, Poltawa. Blick auf die Uhr: Zug nach Kyjiw in einer Stunde.

Der Bahnhof liegt schon Dunkel des frühen Abends. Eine nagelneu aussehende Waggongarnitur wird von einer fertig aussehenden Diesellok auf Gleis 1 geschoben. Während drei Dutzend Passagiere und ich ihre Schlafabteile suchen, verschwindet die Verschieblok wieder, sie scheint sich auf das Ende ihrer Schicht zu freuen. *Nach Hause zu Frau und Kind fährt sie jetzt* sehe ich mich denken und bin befremdet.

Das Schlafabteil ist nüchtern im Design und tatsächlich fabriksneu (so wie alle Waggon dieses Zuges). Man könnte tatsächlich vom Boden essen, murme ich und beschließe dies aber nicht zu tun.

Die Heimfahrt über Kyjiw nach Wien ist vierzig Stunden lang, die Träume beunruhigend, genauso wie die aktuelle Realität. Stündlich frage ich mich, ob es wirklich soweit kommen wird. *Werden die Russen wirklich angreifen?* Und ich zermartere

mir das Hirn, was man tun könnte. Ich komme auf keine machbaren Lösungen.

In Lwiw beobachte ich eine halbe Stunde lang Bahnmeister Ihor (so steht es auf der Plakette auf seiner uniformierten Brust), wie er seine Arbeiter beobachtet, anleitet, zu Achtsamkeit drängt. Er hat alles Blick, den ganzen Zug, alle zehn Waggons, den gesamten Bahnsteig. Und er ruht in sich. Sein Blick ist klar und stark. Ihor scheint auch über viele andere Dinge Bescheid zu wissen, die nicht mit diesem Zug, diesem Bahnhof hier zu tun haben. Vielleicht ist er eine Art spiritueller Führer der westukrainischen Bahnarbeiter, ein Lehrer und Guru?

Aber vor allem: vielleicht weiß *ER* eine Lösung! Einen Vorschlag wie man den Frieden erhalten kann. Eine Möglichkeit, wie es NICHT zum Krieg kommen muss.

Ihor, mach was!

Durch die offene Bahnhofshalle fliegen zwei weiße Schwäne. In friedlicher Absicht. Keine Tuploew-160, bloß Vögel, unwissend und völlig unbewaffnet ...

.....

GLOSSAR:

Hopak

Ukrainischer Volkstanz, der auf die Saporoger Kosaken im 16./17. Jahrhundert zurückgeht.

In seiner modernen Ausprägung als *Kampftanz* nimmt der Hopak Anleihen bei fernöstlichen Techniken. Der Tanz ist in vielen ukrainischen Musikvideos zu sehen, etwa bei jenen des Rappers Tartak.

Babtschenko, Arkadi (2007): Die Farbe des Krieges.

ISBN 978-3-87134-558-6.

Babtschenko erzählt von seinen Erfahrungen als russischer Soldat im ersten und zweiten Tschetschenienkrieg. Das Innenleben der russischen Armee wird in all seiner pathologisch-sadistischen Alltäglichkeit penibel und mit kalter Distanz geschildert. Der Autor arbeitete später für die russische *Nowaja Gaset*a und flüchtete, nachdem er wegen mangelndem Patriotismus und Russophobie (!) mehrfach bedroht und von regierungstreuen Medien für vogelfrei erklärt worden war, 2017 nach Kyjiw.